

Mathias Mayer

Person und Phantom

Eduard Mörike und Theodor Storm, Stuttgart, 15.
August 1855

I

Eduard Mörike ist in seinen Begegnungen stets kompliziert gewesen, selbst jahrelanger Umgang mit Freunden war keine Garantie für einen unbehelligten Austausch. So sind nicht nur immer wieder längere Pausen in der Verbindung auch mit ihm Nahestehenden zu beobachten – etwa mit Hermann Hardegg oder Friedrich Theodor Vischer war die Verbindung für Jahre unterbrochen –, sondern auch Kontakten ist er oft genug ausgewichen: „Bei jedem Schritt und Tritt“, schreibt er einmal, „begleitete mich ein sorglicher Instinkt, Alles zu meiden, was mich einigermaßen lebhaft anregen könne.“¹ Dabei hat er auch Kontakte gemieden, von denen man mit Sicherheit sagen kann, daß sie ihm wichtig gewesen wären. Schon 1836 ist davon die Rede, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy der geeignete Komponist für Mörikes Libretto *Die Regenbrüder* sei. Die Sympathie zwischen Dichter und Komponist muß überdies gegenseitig gewesen sein, aber auch nach der Offerte Johannes Mährlens, der Mendelssohns Frau kennengelernt hatte, die Verbindung herzustellen, hat Mörike nichts in dieser Richtung unternommen. Noch bizarrer erscheint Mörikes Verhalten gegenüber Ludwig Tieck. Nicht nur, daß er dessen Werk schon früh hochgeschätzt und ihm sogar den *Maler Nolten* hatte widmen wollen (WB 12, 232), auch von Tieck wußte er auf indirektem Wege, daß dieser ihm wohlgesonnen sei (WB 13, 523). Als Tieck dann aber am 24. Mai 1841 in Heilbronn bei Justinus Kerner war und ausdrücklich Mörike kennenzulernen wünschte, konnte dieser den Weg vom nahen Cleversulzbach nach Heilbronn nicht finden. Am 11. Juni schreibt er diesbezüglich an Kerner: „So innig ich beklagte, den herrlichen Tieck damals nicht haben sprechen zu können, so ganz unmöglich wars durch mein Übelbefinden.“ (WB 13, 181)

Mörike war sich dieser Selbstbefangenheit wohl bewußt. Schon 1822 schrieb er hellsehtig an Wilhelm Waiblinger, dem zu „begegnen“ für Mörike mit wachsenden Schwierigkeiten und Widerständen verbunden war:

Das ist ein wunderlicher, aber schon tausendmal v. mir verfluchter Zug, daß ich, aus einer dunkeln Besorgniß, ich möchte dem Freund oder Bekannten, den ich

¹ Eduard Mörike, *Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. v. Hubert Arbogast, Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer und Bernhard Zeller, Stuttgart 1967ff., Bd. 13, S. 21. Im folgenden zitiert unter der Sigle WB mit Band- und Seitenangabe.

zum erstenmal oder auch nach langer Zeit wieder sehe, (der aber im ersten Fall schon v. mir gehört haben muß) in einem ungünstigen Licht erscheinen, blizschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bey mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme u. so den Freund abhalte, mir frey, mit warmen Zutrauen entgegenzukommen, mithin keinem v. beyden, am wenigsten mir selbst damit diene. (WB 10, 28)

Auch das 1838 entstandene Gedicht *Die Visite* (SW 222f.)² ist Zeugnis ironischer Selbstkritik, wenn der „Sonderling“ und „Grobian“ vor dem Besuch (allerdings der Philister) „zu dem geliebten Wald“ hinausflüchtet. Immerhin kam es zu einem Besuch Friedrich Hebbels bei Mörike, später hat ihn auch Turgenjew aufgesucht, aber ein brieflicher Kontakt ist nicht erfolgt. Wilhelm Raabe, obwohl längere Zeit in Stuttgart, ist Mörike nie begegnet.

II

Das Verhältnis zu dem Schriftstellerkollegen Theodor Storm scheint da unter anderen Gesetzen zu stehen, denn immerhin kam es – am 15. August 1855 – zu einer persönlichen Begegnung, und auch der Briefwechsel mit neunzehn Dokumenten liegt vor, mittlerweile schon in der zweiten Gesamtausgabe, in kritischer und kommentierter Edition.³ Offensichtlich ist diese Beziehung zwischen Husum und Cleversulzbach viel beachtet und auch beschrieben worden. Neue Dokumente sind hier nicht zu erwarten. Allerdings ist diese Begegnung bislang meist persönlich-menschlich gesehen worden und bietet auch aufschlußreiche Einblicke, vor allem in Mörikes zerbrechlichen Seelenhaushalt. Davon soll nur knapp berichtet werden. Sodann zielt die Frage aber auch darauf, was von dieser – um es gleich zu sagen: letztlich glücklosen – Begegnung geblieben ist, welche Spuren sie hinterlassen habe. Sie könnte für die These herangezogen werden, daß die eigentliche Begegnung nicht zwischen den Menschen selbst, sondern für Mörike schon im Vorfeld, nämlich brieflich, für Storm dagegen auch nachträglich, im Werk, stattgefunden hat. Und zuletzt könnte sich erweisen, daß bei dem Gespräch in Stuttgart gar nicht anwesende Teilhaber vielleicht von besonderer Bedeutung waren.

Gerade in ihrer anscheinenden Unkompliziertheit – denn der Briefwechsel und der Besuch sind ja nicht selbstverständlich – ist aber die Beziehung zu Storm für Mörike in vieler Hinsicht signifikant. Sie wirft die entscheidende Frage nach Nähe und Distanz auf, nach dem notwendigen Abstand, der für Mörike von existentieller Bedeutung war. Das hatte sich schon früh an den problematischen Beziehungen zu Wilhelm Waiblinger und dann zu Maria

² SW steht fortan für: Eduard Mörike, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Herbert G. Göpfert, München 1976.

³ *Theodor Storm – Eduard Mörike. Theodor Storm – Margarethe Mörike. Briefwechsel mit Storms „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“*. Kritische Ausgabe, in Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. v. Hildburg und Werner Kohlschmidt, Berlin 1978. – Vorausgegangen waren die Editionen Jakob Bächtolds 1889 in der *Deutschen Rundschau* und 1891 (bei Göschen in Stuttgart), sodann die Ausgabe von Hanns Wolfgang Rath, *Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike*, Stuttgart 1919.

Meyer gezeigt, bei denen jeweils die Unmittelbarkeit des Erscheinens, der körperlichen Präsenz zum Abbruch der Beziehungen beigetragen hatte. Hier bildet sich gleichsam das Paradigma für alle weiteren Begegnungen aus, an denen Mörike leiden sollte. Maria Meyer – für Mörike doch wohl eine, wenn nicht gar die entscheidende Probe seines Lebens – hatte er 1823 in Ludwigsburg kennengelernt und dann von Tübingen aus mit ihr Briefe gewechselt. Seine Schwester Luise, die räumliche Entfernung und Marias Verschwinden, ihr ungeklärter Aufenthalt in Heidelberg führten schon Anfang 1824 zur Entfremdung („Ihr Leben, – so viel ist gewiß, hat aufgehört in das Meinige weiter einzugreifen, als ein Traum den ich gehabt und der mir viel genützt,“ *WB* 10, 48). Als sie aber im Juli 1824 überraschend in Tübingen erschien, war Mörike einer Wiederbegegnung nicht gewachsen, er floh in den Schoß der Familie und rettete sich durch zunehmende Fiktionalisierung des Geschehens. Darüber gibt der bekannte Brief seines Freundes Ludwig Bauer an die Schwester Mörikes wichtigen Aufschluß:

als wollten sich alle abgeschiednen Schatten noch einmal um ihn versammeln, plötzlich hörte er auch, Maria sei hier, sei ohnmächtig niedergesunken im Angesichte der Stadt. Sie, die er gerade jetzt nur als heilige Reliquie in seinem Herzen trug, erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit [...]. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Ruhe, in ihm allein die schönre, ätherische Seite ihres Wesens wiedererkennend.⁴

Noch in Tübingen schreibt er das erste seiner sogenannten Peregrina-Gedichte („Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten“) nieder, später baut er es zu einem Zyklus von fünf Texten aus, der erst im Roman, dann in der Gedichtausgabe veröffentlicht wird. Mörike spricht im Rückblick von seiner *noli-me-tangere*-Vergangenheit⁵ und bietet damit einen Schlüssel für seine Lebensbewältigung: Das zu nahe Gehende, zu unmittelbar Berührende wird abgewehrt, das Erfahrene muß fiktional gezähmt werden. Aus Maria Meyer wird erst Peregrina, dann die Elisabeth des Romans. Was hier bloß biographische Eigenheit scheint, ist in Wirklichkeit poetologisches Verfahren: Fiktionalisierung wird zur Bedingung des Weiter-Lebens, aber Erlebtes ist zugleich Voraussetzung für die Fiktion. Immer wieder betont Mörike, daß nur Selbsterlebtes, nur der eigene Ideenfonds für ihn als Basis in Frage komme. Die „Nothwendigkeit äußerer Anregung (und lebender Stoffe des Tages) zur Bedingung des eigenen Ideenfonds“ verhalte sich, so Mörike im März 1830, „wie 4 zu 80. Wer der letzteren Summe gewiß ist, der findet die erstere auch als Dorfpfarrer.“ (*WB* 11, 96)

Leben und Fiktion schließen sich damit auf eine intrikate Weise zusammen, der nur bedingt etwas Biedermeierliches anhaftet: Vielmehr erweist sich, wie

⁴ Ludwig Amandus Bauer, *Briefe an Eduard Mörike*, hrsg. v. Bernhard Zeller und Hans-Ulrich Simon, Marbach 1976, S. 173.

⁵ Im Brief an Wilhelm Hartlaub vom 20. März 1843, *WB* 14, S. 96.

nun zu zeigen ist, die Verschränkung von Person und Phantom, von Erfahrung und Erfindung als spezifisch moderne Kategorie.

III

Der Briefwechsel zwischen Mörike und Storm soll hier nicht ausführlich besprochen werden, Kenzo Miyashita hat ihm eine sachgemäße Würdigung gewidmet.⁶ Storm wendet sich Ende 1850 mit einem Huldigungsschreiben an Mörike, in dem er sich als glühender und genauer Kenner seines Werkes ausweist. Storm schickte seine *Sommergeschichten und Lieder*. Dennoch ließ Mörike den Brief zweieinhalb Jahre lang unbeantwortet, entschuldigte sich dann mit „allerlei widrigen Dingen, zumal Krankheit“ (S. 27)⁷ und schickte das eben erschienene *Hutzelmännlein*. Auf die Aufforderung: „Unserer Vorstellung von Ihnen würde eine Andeutung Ihrer äußerlichen Existenz sehr angenehm zu Hilfe kommen“ (S. 28) erhält er wenige Wochen später „eine kleine vita“ Storms, die dieser aber „ab ovo“ beginnt (S. 28). Mörike gibt darauf nicht direkt Antwort, sondern läßt sich nach Monaten von Storm zu einem handschriftlichen Geburtstagsgeschenk für dessen Frau Constanze auffordern. So kommt es im April 1854 zum ausführlichsten Brief, den Mörike an Storm schreibt: Er würdigt darin (nicht unkritisch) einzelne Arbeiten Storms, vor allem *Das grüne Blatt*, gibt Hinweise zu Eigenem, wie etwa, daß das *Hutzelmännlein*, entgegen dem Anschein, weitgehend „frei erfunden“ sei (S. 36). Höchst bezeichnend aber für die in den Augen Mörikes offenbar schon gefährdete Distanz zwischen den Briefschreibern ist die Passage, in der er als Geburtstagsgabe die Schriften seines verstorbenen Freundes Ludwig Bauer übersendet:

Nun aber unsern innigsten Glückwunsch zum 5^{ten} Maj! Meine liebe Frau, durch Ihr Geschenk in mehr als Einem Betracht ausnehmend beglückt u. geehrt, macht sich die Freude einer unscheinbaren Gegengabe mit Gesammelten Schriften meines Freundes Louis Bauer. Sie werden den herrlichen Menschen darin bald erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich keinen Antheil habe) – wenn Sie im Stande wären Alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundschaft, nach der ihr eignen Übertreibung, Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb seyn, daß Ihnen ein Stück Leben von mir u. meinem Kreis damit vorgelegt wird, da ich so schwer dazu komme Ihren liebreichen Wunsch in dieser Hinsicht selber zu befriedigen. Ich glaube, die Versicherung, mehr zu sagen, als wir Beide wollen, ist es vornehmlich was ich dabei fürchte. (S. 37)

Storm, so scheint es, hat diese Warnung nicht wahrgenommen, denn wenn er einige Monate später, Anfang Oktober 1854, antwortet, überschwemmt er Mörike geradezu mit einem Erguß aus Privatem und Literarischem, wobei

⁶ Kenzo Miyashita, *Mörikes Verhältnis zu seinen Zeitgenossen*, Bern u.a. 1971, S. 139-157.

⁷ Zitate mit bloßer Seitenangabe aus der in Anm. 3 angeführten *Kritischen Ausgabe* des Storm-Mörike-Briefwechsels.

aber auch gewichtige Hinweise nicht fehlen, etwa daß es nicht ratsam sei, den *Maler Nolten* zu überarbeiten. Besonders noch der Folgebrief, den Storm – ohne eine Antwort des Partners abgewartet zu haben – nachschickt, zeugt von seinem ungebremsten Mitteilungsdrang: „Ich kann den Mann der jüngsten Vaterschwester nicht unerwähnt lassen,“ heißt es einmal bezeichnend (S. 51).

Storm läßt diesen Brief vom November 1854 liegen und schließt ihn erst im August 1855 ab, indem er seinen Besuch in Stuttgart in Aussicht stellt. Mörike antwortet zwar mit herzlicher Einladung, aber nicht ohne Vorbehalt: „Ich kenne Sie nun beinah allesamt von den Enkeln hinaus bis zu den Großeltern.“ (S. 56) Die verhaltene Verwahrung gegenüber Storms Überschwang stellt die persönliche Begegnung vor eine schwierige Aufgabe, wenn Mörike schreibt: „Von den Gründen meines non scripsisse, die eigentl. ganz unergründlich sind, hier weiter nichts als daß mir wohl die Fülle und Güte Ihrer Gaben selbst das erste Hinderniß gewesen ist.“ (S. 56) Wie um Mörikes Befürchtung schon im Vorhinein zu bestätigen, „droht“ Storm geradezu, sich künftig von Mörikes Schweigen „nicht wieder [...] bange machen [zu] lassen“ (S. 57) – eine ungünstigere Wendung hätte er wohl nicht finden können, scheint doch Mörikes Schweigen seine einzige Rückzugsmöglichkeit geblieben zu sein. Storm reiste am Mittwoch, den 15. August 1855, von Heidelberg mit der Bahn nach Stuttgart (in knapp vier Stunden), wurde aber am Bahnhof – entgegen der Ankündigung – nicht von Mörike selbst, sondern von dessen engem Freund Wilhelm Hartlaub samt einer lateinischen Grußbotschaft empfangen.

Über die Begegnung selbst wissen wir von Mörike nichts – er hat ihr kein Wort mehr gewidmet, während Storm 1876 seine *Erinnerungen an Eduard Mörike* aufzeichnete. Anders als Mörike rechnet Storm diesen „kurzen Tag [...], so lang ich lebe, zu meinen theuersten Erinnerungen.“ (S. 58) Storm schreibt in den folgenden Jahren nicht weniger als sieben Briefe – Mörike aber bleibt stumm. Storms ungeschicktes Biographisieren, etwa was die Rolle des zerrissenen Schauspielers Larkens im *Maler Nolten* angeht, mag ihn bei Mörike in Mißkredit gebracht haben – „die Hermeneutik ist eine zweifelhafte Kunst,“ räumt Storm selber ein (S. 59). Er hatte zwischen Larkens und Mörike ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Werther und Goethe angenommen. – Mörikes schroffe Verweigerung kann nur in einer entschiedenen Abwendung von Storm seit der persönlichen Begegnung ihren Grund haben. Selbst die Aufforderung zur Mitarbeit an einem neugegründeten Jahrbuch läßt er – trotz Termindruck – ohne Resonanz. Mörike schickt gerade noch die *Mozart-Novelle* („Theodor Storm in Potsdam mit tausend vorläufigen herzlichen Grüßen und Dank!“, S. 181), doch wird sich Storm während der langen Jahre seiner monologischen Treue gegenüber Mörike zunehmend der Einseitigkeit bewußt: „heute kann ich Ihnen denn doch ein paar Zeilen von mir nicht ersparen,“ heißt es 1859 (S. 67), „Lieber schweigsamer Mann,“ schreibt er ihn 1862 an (S. 71).

Erst die erschütterte Mitteilung von Constanze Storms Tod im Juni 1865 ringt Mörike noch einmal ein Schreiben ab. Wie um ihrer Beziehung ein abschließendes Siegel aufzudrücken, gestattet sich Mörike nur wenige persönliche Worte, vielmehr greift er auf das Werk des Partners zurück:

In Ihrem letzten Büchlein kommt die herrliche Beschreibung eines in MittagsEinsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchem Freund einen vorläufigen Begriff der süßesten Reize Stormischer Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal wieder vor die Seele und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im Nachgenuß alles dessen was Sie an ihr hatten! (S. 74)

Mörike schlägt damit den Weg der diskreten Indirektheit ein; wie um die vom Trauerfall vorgegebene unmittelbare Ansprache zu vermeiden, greift er das fiktive Wort des Briefpartners auf. Daß es sich dabei um nichts gänzlich Fernes handelt, zeigt die Auswahl: Mörike verweist auf die Novelle *Auf der Universität*, deren Erstdruck (mit der Jahreszahl 1863) die Widmung aufwies: „Eduard Mörike in alter Liebe und Verehrung zugeeignet,“ eine Widmung, die Mörike weder bedankt noch gar erwidert hat. Die Stelle aber, an die er dachte, könnte als poetische Kontrafaktur zu seiner eigenen Elegie *Die schöne Buche* gelesen werden, mithin also als nur fiktiv mögliche Annäherung Storms an Mörike:

[...] die Luft wurde immer stiller; auch ging ich schon eine Zeit lang zwischen dichten Hagedornhecken. Ein paar Male, wenn sich ein Lufthauch regte, hatte ich einen starken lieblichen Geruch verspürt, ohne daß ich den Grund davon zu entdecken vermocht hätte; denn das Gebüsch an meiner Seite verwehrt mir die Aussicht. Da plötzlich sprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Heidelandes. Brombeerranken und Bickbeereengesträuch bedeckte hie und da den Boden; in der Mitte aber an einem schwarzen Wässerchen stand vereinzelt im hellsten Sonnenglanz ein schlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er ganz belaubt war, sprang überall eine Fülle von zarten weißen Blütentrauben hervor; unendliches Bienengesumme klang wie Harfenton aus seinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals seines Gleichen gesehen. Ich staunte ihn an; wie ein Wunder stand er da in dieser Einsamkeit.

Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürrtige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte sich unabsehbar der braune Steppenzug der Heide; die äußersten Linien des Horizonts zitterten in der Luft. Kein Mensch, kein Tier war zu sehen, soweit das Auge reichte.⁸

Danach ist Mörike gegenüber Storm völlig verstummt, obwohl Storm weitere Briefe geschrieben, obwohl Storms Sohn Ernst ihn sogar besucht hat. Mit Mörikes Witwe hat Storm dann einen vergleichsweise herzlichen Briefwechsel unterhalten. Seine *Erinnerungen an Eduard Mörike* gehören zu den lebendigsten und frischesten Zeugnissen über den Dichter.

⁸ Theodor Storm, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier, 4 Bde., Frankfurt/Main 1987-1988, Bd. 1: *Gedichte, Novellen 1848-1867*, S. 553f.

IV

Das Fiasko der Begegnung zwischen Mörike und Storm kann nicht beschönigt werden. Selbst Storms rührende Anhänglichkeit, die sich in den vergleichsweise unermüdlichen Briefen – später, nach Mörikes Tod, noch an dessen Frau – bezeugt, sein literarisches Denkmal *Meine Erinnerungen an Eduard Mörike*: Sie alle bleiben monologische Reaktionen, die zeigen, daß für Storm selbst diese Begegnung keinen Bruch dargestellt hat. Er hat Mörikes zerbrechliches *noli me tangere* nicht geahnt, nicht ahnen können, mußte aber dann das fast totale Verstummen seines Dichterkollegen akzeptieren, selbst wenn er es nicht verstanden hat.

Und doch hat Storm auf seine Weise die Verwandlung des Erlebten in die Distanziertheit der Schrift beglaubigt, sich mithin auf das Mörikesche Verfahren der Verwandlung eingelassen. Sein 1863/64 geschriebenes Märchen *Die Regentrude* kann als Zeugnis intertextueller Auseinandersetzung mit Mörike gelesen werden. Die verheerende Trockenheit, die das gesamte Land bedroht und überdies das Glück junger Menschen zu vereiteln scheint, wird in dieser Erzählung auf naturmythische Kräfte zurückgeführt. Das „Mittsommermärchen“, wie Storm es nannte, beschreibt letztlich die Konfrontation zwischen den Elementen, zwischen Feuer und Wasser, Dürre und Leben: Am Ende ist es durch mutigen Einsatz und unter Mithilfe märchenhafter Kräfte gelungen, die Herrschaft des Feuers, der sengenden Sonne, zu bannen und das Wasser, den Regen, wieder strömen zu lassen. Personifiziert sind diese beiden Pole in der Gestalt des Feuermanns und der titelgebenden Regentrude, die, eingeschlafen, erst wieder geweckt werden muß. Beide Figuren verdanken sich nicht zuletzt dem Mörike-Leser Storm: Wenn der zwerghafte Kobold als „knorpsiges Männlein im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze“ beschrieben wird, das „zwischen dem Heidekraute auf und ab“⁹ stapft, dann ist die Folie des Feuerreiters aus dem *Maler Nolten* nicht zu übersehen:

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
Denn er geht schon auf und nieder. (SW 55)

Mögen auch Hoffmanns Klein Zaches oder das Rumpelstilzchen dem Kobold ebenfalls Züge geliehen haben, so ist der dämonische Bezug zu Mörikes Balladenheld nicht zu übersehen. Storm nennt den Feuerreiter in seinen Mörike-Erinnerungen ausdrücklich als Zeugnis eines „phantastischen Märchenduftes [...] der bei aller anmuthigen Fremdheit dennoch dem Boden der Heimath zu entsteigen schien.“ (S. 143) Aber auch die Gegenspielerin des Feuermanns, die Regentrude, ist von ihrer Funktion her mit Mörikeschen Erfindungen

⁹ Theodor Storm, *Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 4: Märchen, Kleine Prosa, S. 84.

verbunden. Storm hat das Libretto der *Regenbrüder* wohl gekannt (S. 32), jener 1839 uraufgeführten Oper, das dann im Sammelband der *Iris* gedruckt wurde. Auch hier wird durch das Erscheinen der lange vermißten drei Regenbrüder eine Katastrophe in der Natur wie auch im zwischenmenschlichen Bereich abgewendet.

Hier hat sich die einseitig gebliebene persönliche Begegnung in einen intertextuellen Austausch verwandelt, in eine Form des distanzierten Gesprächs, mit der Storm sich Mörikes heiklem Unabhängigkeitsbedürfnis angenähert hat.

Ein noch weiter fortgeschrittenes Stadium im Zirkulieren der Texte stellen – dem persönlichen Anschein zum Trotz – die *Erinnerungen an Eduard Mörike* dar. Entsprechend dem bereits mehrfach beobachteten Zug von der Person zum Phantom schalten sich hier nun weitere phantasmatische Personen in den Dialog ein, von denen bislang nicht die Rede war: Heinrich Heine und Franz Kafka. Während Heine Mörike als Zwerg unter die Schwäbische Schule subsumierte, indem er im *Schwabenspiegel* 1839 den ungenannt bleibenden Mörike als Sänger der Maikäfer, Lerchen und Wachteln karikieren wollte, ist dessen Ablehnung von Heines „kranker Desperationskoketterie“ und aller „lyrischen Verzweiflungsexpektorationen“ (WB 11, 170f.) bekannt. Gerade Heines virtuoser Umgang mit der eigenen Verzweiflung muß Mörike irritiert haben; doch schätzte er die *Reisebilder* und das *Lyrische Intermezzo*. (WB 11, 480)

„Wir kamen auf Heine zu sprechen,“ berichtet Storm in seinen *Erinnerungen*: „„Er ist ein Dichter ganz und gar;“ sagte Mörike; „aber nit eine Viertelstund‘ könnt’ ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.““ (S. 149) Mit dieser feinsinnig im Dialekt überlieferten Wendung Mörikes gibt Storm einen bedeutenden Wink, insofern hier Mörikes Grundkonflikt in der spielerischen Beiläufigkeit einer Anekdote aufblitzt: Es ist die zeitlebens ungelöst bleibende Ambivalenz des Dichters, unter der Mörike wie kaum ein zweiter Autor gelitten hat, daß der Dichter nur dort „ganz und gar“ sein kann, wo er der „Lüge“ gefährlich nahekommmt. Dieses Problem hat Mörike schon in seinem Roman an der Gestalt des letztlich zerrissenen Schauspielers und Dichters Larkens gefesselt, es artikuliert sich aber auch in selbstkritischen Gelegenheitsversen, die bei aller Leichtigkeit indes „ernst“ gemeint sind, mithin ohne jeden Anflug von Koketterie:

Mein Wappen ist nicht adelig,
 Mein Leben nicht untadelig,
 Und was da wert sei mein Gedicht,
 Fürwahr, das weiß ich selber nicht. (SW342)

Noch auf dem Sterbebett soll sich Mörike bei seiner Schwester vergewissert haben, daß in seinen Gedichten nichts Frivoles enthalten sei.¹⁰ Diese Unsi-

¹⁰ Harry Maync, *Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten*, Stuttgart⁵1944, S. 531.

cherheit ist bei Mörike um so größer, als seine Dichtung durchaus in der Nähe zu einem wenn auch „frommen Betrug“ steht, wofür gerade wieder Larkens reiche Belege bietet.¹¹ – So ist es der abwesende Dritte, Heine, der im problematischen Gespräch zwischen Mörike und Storm eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ohne es ahnen zu können, hat Storm mit dieser Aufzeichnung einen Impuls gegeben, der noch weit später Franz Kafka zu einem imaginären Gesprächspartner dieses Dialogs hat werden lassen. In einem Brief an Max Brod¹² zitiert Kafka Mörikes Urteil über Heine aus Storms *Erinnerungen* und schließt sich daran an als auch seine „landläufige Ansicht“ vom Dichter: Damit ist zum einen Kafkas widersprüchliches, aber gerade Mörike nahekommendes Argument vom „Betrügen ohne Betrug“ angesprochen, zum anderen aber auch konsequent die Linie fortgesetzt, die aus der Begegnung zwischen Mörike und Storm sich ergeben hat: die Verwandlung von persönlicher Anwesenheit in die gegenwärtige Abwesenheit der Schrift, der Schritt von der Anfechtbarkeit der Person zur Idealität des Phantoms. „Der Abwesende ist eine ideale Person; die Gegenwärtigen kommen sich einander ganz trivial vor.“ So hatte es schon Zelter unter dem Datum des 19. Oktober 1829 von Goethe zu lesen bekommen.

¹¹ Vgl. dazu Mathias Mayer, *Eduard Mörike*, Stuttgart 1998 (Universal-Bibliothek 17611: Literaturstudium).

¹² Franz Kafka, *Briefe 1902-1924*, New York u.a. 1958, S. 397.